

Leseprobe Nummer 1



Erzählende Zeitzeugin: Helga Ehrenfeld

Helga Ehrenfeld erlebte eine Kindheit zwischen zwei Welten. Mit der Geschichte ihrer aufregenden Flucht aus dem westpreussischen Kahlbude nach Süddeutschland erzählt die Zeitzeugin über den letzten großen Krieg, seine katastrophalen Folgen und ein Schicksal, das sie mit vielen Menschen teilte. Die Autorin erzählt eine persönliche Geschichte, doch sie erzählt sie auch als eine von etwa zwölf Millionen Geschichten, die oft unerzählt bleiben. Sie erzählt als Vertriebene, die nach dem Zweiten Weltkrieg eine neue Heimat finden musste.

Es ist die Geschichte einer Überlebenden, denn jeder Vierte überstand die große Flucht nicht. Die junge Helga sah brennende Städte, überlebte Bombenhagel und eine gefährliche Schiffsreise über die winterliche Ostsee. Sie erinnert sich an ihre Zeit in Auffanglagern und Zugfahrten in eine neue Heimat. Sie erzählt von einer Zeit, die uns nicht unberührt lassen kann.

Helga Ehrenfeld

Flucht in eine zweite Heimat

Erinnerungen
an eine Kindheit
zwischen zwei Welten

Kahlbude

Die Hebamme nimmt das Kind an beiden Füßchen, hebt es hoch und klatscht heftig auf den Po des regungslosen neugeborenen Mädchens, aber es gibt kein Lebenszeichen von sich. Große Aufregung herrscht in der kleinen Wohnung. Die kleine Helga ist leblos und still - und alles ist schockiert, besonders die junge Mutter. Der Arzt schüttelt ratlos den Kopf. Als er sich verabschiedet, spricht er zur verzweifelten Mutter des bewegungslosen Erdenbürgers: „Sie sind ja noch jung, Sie können noch viele Kinder bekommen.“ Der Kalender an der Wand zeigt den 7. April 1935.

Es war an einem Sonntag, als ich in Kahlbude, im Kreis Danzig im heutigen Polen gelegen, das Licht der Welt erblickte. Meine Mutter war traurig und weinte, und sie war es, die mir später beschrieb, wie ich zunächst stumm in ihren Armen lag. Doch meine Oma Auguste, die Mutter meiner Mutter, legte mich ins Bettchen und wärmte mich mit warmen Ziegelsteinen. Und siehe da, das Kind erwachte. Und spuckte, gab Töne von sich. Und Helga Reinfandt lebte.

Später sagte man mir, dass es wohl die schwierige Geburt war, die mein Hüftleiden verursachte. Als ich laufen sollte, hat man nämlich bemerkt, dass meine beiden Hüften ausgerenkt waren. Ein Orthopäde in Danzig renkte sie wieder ein, und ich bekam ein Gipsbett, das ich anderthalb Jahre lang tragen musste. Die Gipsbettschale spreizte meine Beine ganz gewaltig, und ich sah aus, als trüge ich eine steinerne Windel. Mit drei Jahren konnte ich dann endlich ganz normal gehen, und ich wuchs zuhause auf wie jedes andere Kind in unserem Dorf. Als ich fünf Jahre alt war, (...)

(...) Melodie „Vor der Kaserne, vor dem großen Tor“ gespielt. Diesen Song von Lilly Marleen konnte man damals überall hören, sogar beim Feind. Ich wollte gar nicht mehr ins Bett, so sehr war ich von diesem Abend begeistert. Es war, als sei ein schöner Traum wahr geworden.

Die bittere Realität holte uns dann zu Beginn des Jahres 1945 ein. Wenn wir vor unsere Haustüre traten, hörten wir in der Ferne ein Grollen wie von einem Gewitter, das dort tobte. Wir wohnten plötzlich an der Front. Die russische Gegenoffensive war erfolgreich, die Deutschen wichen Stück um Stück zurück. Zur Kate und Oma und Opa gingen wir jetzt nicht mehr, weil es zu weit war und man nun ständig Luftangriffe befürchtete. Meine Schule blieb von nun an vollkommen geschlossen. Die Soldaten, die vorher lediglich durch das Dorf gezogen waren, blieben jetzt ständig in Kahlbude.

„Was sollen wir tun?“ Wenn die Soldaten zu uns in den Hof oder ins Haus kamen, kam das Gespräch immer wieder auf diese eine Frage. „Sollen wir fort?“, hakten Tante Zoch und Mutti dann ängstlich nach. „Nein, wir halten Danzig“, lautete die immer gleiche Antwort. Von meinem Vater hörten wir auch nichts mehr. Wir wussten lediglich, dass er sich in Rostock aufhielt und nicht mehr in Russland war. Doch nach Rostock konnten wir nicht, denn die Züge waren überfüllt und wurden überdies laufend bombardiert; die Fahrt durch den „polnischen Korridor“ war nämlich besonders riskant. Also blieben wir – wohin sollten wir auch gehen?

„Trudchen, komm mal schnell“, rief Frau Zoch eines Morgens durchs Treppenhaus hinauf. Ich lief eilig hinter meiner Mutter her. Wir schoben am Wohnzimmer-

fenster die Gardine ein wenig zur Seite und schauten auf die Straße. Dort zog eine Männergruppe vorbei, jeweils drei Personen im Glied, Reihe um Reihe. Die Vorbeiziehenden hatten lange dunkelbraune Kutten an, und vorne auf der Brust trugen sie einen gelben Stern. Manche Männer trugen Schuhe, einige offene Holzpantinen, andere abgetragene Sandalen - und dabei war es kalt dort draußen. Als etwa dreißig Männer an unserem Fenster vorbeigezogen waren, folgte ein Mann in Uniform, der ein Gewehr hielt, das auf die Gruppe gerichtet war. Er war nicht der einzige Bewacher, vielleicht fünf Kollegen standen ihm zur Seite. Die Menschenschlange, die an unserem Haus vorbeiglitt, war lang und schien gar nicht mehr aufzuhören. Es war ein Trauerzug; die Leute waren totenstill. Nur ab und zu wurden sie von dem Mann mit dem Gewehr angebrüllt. Meine Mutter und Tante Zoch waren ganz entsetzt und redeten lange über dieses Ereignis. Ich hatte überhaupt keine Ahnung, was das alles zu bedeuten hatte, und lief gleich wieder zum Spielen. Heute weiß ich, dass ich Zeugin wurde, wie Juden, die das Konzentrationslager Stutthof bei Danzig überlebt hatten, im Angesicht der näher rückenden Front über das Land getrieben wurden.

Während das Grollen in der Ferne überhaupt nicht mehr aufhörte und sogar noch lauter wurde, kam ein paar Tage später wieder ein langer Zug mit Männern durch Kahlbude, die dieses Mal Sträflingsanzüge trugen. Am folgenden Tag waren es Männer mit Kutten. Inzwischen wusste man auch, wo diese Kolonnen herkommen - Stutthof -, aber wohin sie verbracht wurden, wusste niemand. Man hörte inzwischen die „Flak“ schießen, die Flugabwehrkanonen, und immer öfter wurde Fliegeralarm gegeben.



Die Flugabwehrkanonen waren weit zu hören.

Jetzt kamen Frauen, auch sie in gestreiften Sträflingsanzügen. Viele waren barfuß und hatten offene Sandalen an den Füßen. Dabei lag Schneematsch auf den Straßen, und es war bitterkalt. Einige Frauen jammerten, andere weinten, aber die meisten gingen ganz apathisch ihren Weg. Ab und zu bückte sich eine von ihnen, nahm eine Handvoll Schnee und steckte sich ihn in den Mund. Dann brüllte es hinten, und dieses Mal war es eine Bewacherin, die Gewehr und Lederriemen mit sich führte.

Als Mutti und Frau Zoch die Frauenkolonne sahen, jammerten auch sie und stöhnten: „Mein Gott, wie kann man nur helfen? Da muss man doch was tun!“ In aller Eile richteten sie einen Berg belegter Brote und Brötchen her und legten sie in einen Korb. Den Korb drückten sie Hubert und mir in die Hände und schickten uns über die Wiese zu der Stelle, an der die Frauen vorbeiziehen mussten. Und sie kamen.



Militärlastwagen nahmen die Reinfandts mit.

Wir versteckten uns hinter der Hecke, die die Straße umsäumte, nahmen einzeln die Brötchen aus dem Korb und reichten sie den Frauen, wenn sie an uns vorbeigingen. Das ging eine kurze Weile gut und fiel gar nicht auf; dann aber bemerkten die anderen Frauen, die weiter hinten waren und noch kein Brot ergattern konnten, was wir taten - und stürmten auf uns zu. Plötzlich stand eine jammernde Wand von ausgehungerten Frauen vor uns – und dann wurde geschossen. Wir bekamen furchtbare Angst, ließen den Korb fallen und liefen schnell über die Wiese nach Hause.

Am Nachmittag kam ein Polizist zu uns. Er schrie und tobte. In der Küche von Frau Zoch saßen Mutti und Frau Zoch ganz still und ängstlich da, und auch wir Kinder saßen verdattert daneben. „Man hätte die Kinder erschießen können!“, brüllte der Polizist. „Was haben Sie sich nur gedacht? Ich müsste Sie auf der Stelle mitnehmen und einsperren! So etwas ist verboten.“ (...)

(...) die Hölle los! Meine Klopse“ – das sind die schwäbischen Fleischküchle – „sind aus der Pfanne gehopst und tanzen auf dem Boden.“

Der Luftangriff dauerte Stunden. Alle hatten Angst. Wir Kinder wollten so gerne einmal nach oben ans Tageslicht; wir saßen ja schon tagelang im Keller fest. Aber das war unmöglich, weil ständig Bombardements zu erwarten waren. Das Sirenengeheul hörte gar nicht mehr auf: Alarm, Entwarnung, Alarm, Entwarnung - und schon wieder knallte es. An diesem Tag war es besonders schlimm. Die Erwachsenen waren still - und wir Kinder auch. Es war unheimlich: Wir saßen eng beieinander im dunklen Keller, und draußen tobte die Welt. Erst gegen Abend wurde es ein wenig ruhiger. Dann kam Onkel Fritz und sagte: „Wir müssen hier raus! Wir müssen fortgehen, ganz Danzig brennt.“ Aber wie - und wohin?

Weil Onkel Fritz Ortsgruppenleiter bei der NSDAP war, Hitlers Nationalsozialistischer Arbeiterpartei, hatte er lokalpolitisch etwas zu sagen; er konnte nun auch privat etliche Vorteile daraus ziehen. Er bekam einen Wagen und zwei Pferde gestellt, musste dabei aber auch eine kranke Frau auf unsere Flucht mitnehmen, die auf einer Bahre lag.

„Alle warm anziehen“, hieß es, als wir den Keller verlassen sollten. Ich trug ein Kleid und darüber eine Strickjacke – und darüber einen Sommermantel, und dann den Wintermantel. Anoraks und warme lange Hosen gab es damals noch nicht, nur dicke, lange Strümpfe aus Wolle, die jämmerlich gejackt haben. Aber ich war an diesem Tag nicht empfindlich. Außerdem trug ich einen Rucksack, der mit meiner Unterwäsche, Socken und anderen Sachen vollgestopft war:

Es ging los, und mein Cousin Jürgen und ich waren darüber übergücklich: Wir tobten in dem engen Keller herum vor lauter Freude, endlich aus diesem Loch heraus zu kommen - bis Mutti uns beschimpfte. Wir wussten ja nicht, was uns draußen erwartete. Wir wollten einfach nur hier raus, raus, raus. Dann kamen wir nach oben und sahen, was dort los war. Die Bäckerei von Onkel Fritz und das Nachbarhaus standen noch – alles andere brannte lichterloh.

Schnell zum Pferdewagen: Er hatte dicke vollgummierte Räder, aber keine Plane. Darauf lagen vierzig Brote, zwei Eimer mit Marmelade, ein Eimer mit Honig, und was sonst noch an Lebensmitteln mitgenommen wurde. Nur Kinder und alte Leute durften auf die Pritsche steigen; alle zusammen hätten dort unmöglich Platz gefunden. Oma Auguste setzte sich neben die Bahre, auf der die kranke Frau lag. Ich kauerte mich neben Oma, und dann kam meine kleine Schwester Sieglinde. Weiter vorne waren Hubert, Hanni, Renate und Christel – die Kinder von Onkel Fritz und Tante Meta. Meta und ihre gute Bekannte Frau Melchor passten ebenfalls noch auf den Wagen. Herr Melchor und Onkel Fritz führten die Pferde am Zügel. Gleich hinter dem Wagen folgte meine Mutter mit dem Kinderwagen, in dem Gisela und Lothar saßen. Dahinter zogen Irmgard und unser Opa Friedrich einen Handwagen. Tante Hildegard schob ebenfalls einen Kinderwagen, in dem ihre Tochter Christa saß. Wenn ich alle zusammenzähle, waren wir zwanzig Personen, die gemeinsam durch das brennende Danzig zogen.

Jetzt fuhr der Wagen an, und zunächst ging die Fahrt auf der Straße ganz gut voran. Links und rechts brannte alles lichterloh: Die Flammen schossen in den Himmel, und uns wurde ganz warm von der Hitze. Ich saß



Danzig brannte lichterloh.

hinten mit dem Rücken zu den Pferden im Wagen und konnte die ganze Stadt brennen sehen. Ab und zu fiel ein Turm oder ein höheres Gebäude in sich zusammen.

Das Flammenmeer war schrecklich. Ich hielt meinen Blick hauptsächlich auf Mutti gerichtet, die hinter dem Wagen hergehen musste, und hatte immer Angst, dass wir sie verlieren könnten. Dann wurde es immer schwieriger voranzukommen. Der Wagen musste oft anhalten, weil Strom- und Telegrafendrähte auf der Straße herumlagen, die umfahren werden mussten. Oft gab es auch große Löcher im Asphalt, weil die Straßen zum Teil von den Bomben aufgerissen worden waren.

Neben mir jammerte und weinte Sieglinde ganz still vor sich hin, ihr täte der Fuß so weh. Aber man konnte jetzt nicht anhalten und nachsehen, was sie plagte. Später stellte sich heraus, dass sie ihren Fuß ungeschickt unter die Bahre gebracht hatte, auf der die kranke Frau lag. Ich kann nicht mehr sagen, wie lange es dauerte, bis wir die Stadt Danzig hinter uns ließen. Mir kam es jedenfalls sehr, sehr lange vor. Doch waren wir alle froh und glücklich, jener Hölle entkommen zu sein.

Wir zogen jetzt eine Landstraße entlang. Es gab keine Flugzeugangriffe, und alles war still und ruhig und dunkel, fast unwirklich. Ich hörte nur die Gespräche der Kutscher vorne auf der Wagenbank. Sie wollten nach Bonsack ziehen, einem kleinen Hafen, wo eine Schwester von Tante Meta wohnte. Als wir an deren Haus ankamen, bemerkten wir allerdings, dass dort alles stockdunkel war. Nun gut, es ist schließlich Nacht und die Leute schlafen wohl schon, sagten wir uns. Wir versuchten alles, klopfen und riefen, bis wir feststellen mussten: Das Haus war leer. Seine Bewohner waren wohl auch schon geflüchtet. Wir fuhren also weiter.



Ein Flüchtlingstreck.

Langsam wurde es Tag. Die Dunkelheit verschwand, aber es blieb kalt und trübe. Wir fuhren und fuhren, immer die Straße entlang. Dann schließlich hielten wir an. Vor uns befand sich eine lange Schlange mit vielen anderen Pferdewagen. Es ging nur langsam voran, und als wir um eine Kurve kamen, konnten wir einen kilometerlangen Treck sehen: So weit das Auge reichte war die Straße verstopft mit Planwagen, Militärautos, Militärlastwagen und wieder Planwagen.

Es ging nur Meter um Meter weiter, bis auf einmal gar nichts mehr ging. Wir standen wohl eine Stunde auf derselben Stelle, und es gab keine Möglichkeit, irgendwie weiter zu kommen. Es war ungefähr um die Mittagszeit, als Onkel Fritz sagte: „Hier können wir nicht bleiben. Mit dem Wagen kommen wir nicht vor und nicht zurück - und wenn die Flieger kommen, sind wir weg! Also müssen wir aussteigen und uns da drüben, in dem Wald, einen Platz suchen.“



Soldaten und Zivilisten waren gemeinsam unterwegs.

Wir mussten ein etwa dreihundert bis vierhundert Meter breites Acker- und Wiesengelände überqueren, bis wir den Wald erreichten. Der Wagen blieb natürlich stehen, auch die Pferde und alles, was auf dem Wagen war. Jeder nahm nur sein Handgepäck. Am Waldrand entdeckten wir drei große getarnte Behälter auf einem Gerüst. Sie sahen aus wie Container auf Rädern. Die Männer räumten gleich alles weg, das unter diesen Behältern lag: Äste, Wurzeln, manchmal musste man sogar noch ein bisschen Erde weg graben. Unter den Containern breiteten die Männer Decken aus, sodass wir uns dort verkriechen konnten. Es war recht gemütlich und trocken. Und dann kamen die Flugzeuge.

Über der Straße warfen sie ihre Bomben ab und beschossen natürlich die Militärfahrzeuge. Eigentlich schossen sie vielmehr auf alles, was auf der Straße war. Wir konnten nichts tun, als alles entsetzt zu beobachten: Vor uns lag das breite Feld, und dahinter die



Verlassene Wagentrümmer.

mindestens zwei Kilometer lange Straße, die mit Fahrzeugen verstopft war. Wenn eine Bombe einschlug, schoss eine riesige Fontäne aus Rauch und Dreck in den Himmel. Wir hörten vereinzelt Autohupen und Menschenschreie, doch sie kamen von sehr weit weg. Doch wir selbst fühlten uns sicher. Ich hatte keine Angst mehr.

Wie wir es mit dem Essen hielten weiß ich nicht mehr genau. Ich hatte jedenfalls keinen Hunger; daran würde ich mich erinnern. Wahrscheinlich aßen wir Marmeladenbrote; wir hatten ja Marmelade mitgenommen. Manchmal gab es auch eine Suppe, aber ich habe vergessen, wie wir sie zu uns nahmen. Vielleicht haben wir sie einfach getrunken. Ganz in der Nähe unseres Unterschlupfs war auch ein Brunnen, wo wir Wasser holen konnten. Mensch und Tier bedienten sich dort gleichermaßen. Als das Bombardement vorbei war, gingen Onkel Fritz und Tante Hildegard hinüber zum Pferdewagen, der am Rand des Feldes stand, und holten weitere Dinge, die wir auf unserer überstürzten Flucht in den Wald zurückgelassen hatten. Damit waren wir für die Nacht im Freien einigermaßen (...)

(...) ihm nicht helfen. Später wurde er zusammen mit verwundeten Soldaten in einem Lastwagen mitgenommen.

Es wurde Nacht. Die Flugzeuge hörte man nicht mehr, und wir krochen in unsere Erdlöcher. Mutter nahm Gisela auf ihren Schoß, Sieglinde und ich saßen daneben. Es war schrecklich: Die Erde war nass und kalt, und auch die Zweige waren nass. Es war schließlich erst März. Noch heute spüre ich den Dreck in meinen Kragen bröseln, denn jeder saß mit dem Rücken zur Erdwand, und die Füße streckten wir zur Mitte des Lochs aus. Es war natürlich sehr eng, sodass wir nicht einmal unsere Beine ganz ausstrecken konnten. Ich schätze, das ganze Loch war lediglich etwa einen Quadratmeter groß. Und doch konnten wir hier zugedeckt die Nacht verbringen, und die Flugzeuge konnten uns hier nicht entdecken.

Gisela weinte; sie war damals drei Jahre alt. Auch mittags hatte sie schon viel geweint, ja sogar geschrien. Mutti hatte große Sorgen: Vielleicht war Gisela krank und hatte Bauchweh oder sonst etwas? Wir alle waren verzweifelt. Ich war ganz still und hatte große Angst. „Was sollen wir bloß machen?“ fragte ich. „Beten“, sagte Mutti, „beten, dass der Feind ganz schnell nach Berlin eindringt.“ Und das habe ich dann gemacht.

„Wir müssen weiter!“, rief Onkel Fritz am frühen Morgen. „Solange es so neblig ist, kommen keine Flieger.“ Wir wählten versteckte, schmale Wege, die hauptsächlich durch Wälder führten. Auf der Landstraße kam man nicht voran. Sie war noch immer mit Fahrzeugen verstopft. Unser Wagen stand auch noch da - leergeräumt. Gegen Mittag wurde das Wetter schöner und klarer. Es zeigte sich jetzt sogar manchmal die (...)



Gesammelte Habseligkeiten.

(...) Raketen sahen aus wie kleine Tannenbäumchen. „Wir müssen weiter!“ sagte Onkel Fritz einmal mehr zu unserer Gruppe. „Heute müssen wir eben bei Nacht gehen. Tagsüber ist es ja überhaupt nicht möglich.“ Wir brachen im Gänsemarsch auf. Die Männer teilten sich auf: Vorne ging Onkel Fritz, in der Mitte folgte Opa, und hinten schloss Herr Melchor unsere Gruppe ab. Zwischen den Männern gingen wir durch die Nacht. Immer wieder rief Onkel Fritz von vorne: „Alle da?“ Dann rief Opa: „Ja!“, und von hinten hörten wir auch Herrn Melchor rufen: „Ja!“. Es war stockdunkel, und Taschenlampen hatten wir dieses Mal keine. Wir fanden aber schließlich einen Weg und kamen auf eine schmale Straße. Sie lag verlassen vor uns. Als wir sie ein Stückchen entlang gezogen waren, hörten wir ein Flugzeug. Es kam rasch näher, und dann wurde es ganz hell. Um uns herum sahen wir die „Tannenbäumchen“, ein glänzendes Feuerwerk mit Leuchtkugeln.

Wir rutschten die Böschung hinunter und warfen uns auf den Boden. Als es wieder dunkel wurde, setzten wir unseren Weg fort. Und von vorne kam der Ruf: „Alle da?“ „Ja!“ - „Ja!“. Ich kann mich nicht mehr genau daran erinnern, wie lange wir jene Straße auf diese Weise entlang zogen. Aber wir flohen mindestens fünf Mal, vielleicht aber auch öfter, vor den Flugzeugen in den Straßengraben. Uns Kindern gefiel das seltsame Spiel jedenfalls ganz gut. Ich weiß noch genau, wie ich im Graben lag, zum Himmel hinauf schaute und die leuchtenden Bäumchen beobachtete, die über uns herabschwebten. Es war taghell. Wir Kinder waren sorglos und hatten keine Ahnung, was uns dort passieren konnte. Der Feind, so sagten jedenfalls die Erwachsenen, schoss auf alles, was sich bewegte. Opa schimpfte deshalb mit Jürgen, als er zu faul war, sich schnell hinzulegen, als der Rotorenlärm wieder näher kam.

Jetzt führte unser Weg durch Wälder. Ich war hundemüde. Nach und nach spürte ich, wie meine Beine immer schwerer wurden. Meine Oma muss es wohl gemerkt haben. „Komm Kindchen“, sagte sie zu mir, wie nur sie es konnte. Es war ihre Redeweise, ein „-chen“ hinter ein Wort oder einen Namen zu hängen, und sie nannte uns daher auch Helgachen, Irmchen und Sieglindchen. Oma nahm mich an einer Hand, und an der anderen hielt mich noch jemand.

Wieder und wieder fielen mir die Augen zu. Kaum hatte ich die Lider weit aufgerissen, schlich die Müdigkeit sofort wieder heran. Ich ertappte mich dabei, wie ich während des Gehens zu schlafen begann. Oma sprach die ganze Zeit zu mir. Ich hörte sie, als wäre sie weit weg. Meine Knie schlotterten, aber meine beiden Schutzengel zogen mich voran.

(...) Sie ging ihn mit einem Mädchen namens Inge Engel, die sie in unserem Quartier kennen gelernt hatte, oft in der Stadt besuchen. Ich selbst war auch einmal mit nach Kopenhagen hinein gegangen, wo ich Kippen für meinen Opa sammelte, über die er sich sehr freute. Dann wurde uns der Ausgang jedoch untersagt.

Inzwischen hatten wir uns aber im Schulgebäude ganz gut eingelebt. Es gab einen Gemeinschaftsraum, wo viele Spiele gespielt wurden, mit denen man sich die Zeit vertreiben konnte. Mir wurde also nicht langweilig. Oft musste ich auch auf Gisela und Sieglinde aufpassen, wenn meine Mutter die Wäsche waschen ging. Gisela ließ sich leicht hüten, aber Sieglinde war ein wildes Kind. Sie war damals fünf Jahre alt, und kaum hatte ich mich umgedreht, war sie auch schon wieder verschwunden und stellte irgendetwas an. Wenn Mutti dann zurückkam, berichteten Tante Meta und Oma, was sie wieder alles ausprobiert hatte.

Einmal band Mutti sie mit einem Seil an der Schulbank fest. Ich war entsetzt. „Wenn du überhaupt nicht folgen kannst“, sagte meine Mutter zu Sieglinde, „und nicht tust, was man zu dir sagt, dann muss man es eben so machen.“ Aber Mutti hatte kaum die Türe zugemacht, da hatte Sieglinde sich schon wieder losgebunden. Alle lachten und mussten sie dann irgendwie unterhalten, bis Mutti wieder da war.

Das Schlimmste im Lager waren jedoch die Impfungen. Wir wurden gegen Masern und Scharlach geimpft, und sogar dreimal gegen Typhus. Bei dieser unangenehmen Prozedur bekamen wir die Spritze stets in die Brust: Einmal links, einmal rechts, dann wieder links. Gegen Diphtherie wurden wir in den Oberarm gespritzt. Al-

les tat einem weh, und ich hatte ganze zwei Wochen lang einen dicken, roten, glänzenden Oberarm.

Sieglinde war besonders empfindlich, wenn es ans Impfen ging: Sie weinte dann und schrie immerzu. Mutti ging zuletzt gar nicht mehr mit, wenn es wieder einmal so weit war. Dann standen wir drei Schwestern alleine in die Schlange vor dem Arztzimmer. Da hatte Sieglinde schon zu weinen begonnen. Ich redete ihr zwar gut zu und tröstete sie, aber als sie dann endlich an die Reihe kam, versuchte sie wegzurennen. Der Arzt und die Schwestern hielten sie fest. Sieglinde fiel auf den Boden, und der Arzt stach ihr mit der Spritze in die Brust. Das war schrecklich, und in diesen Situationen tat sie mir sehr leid.

Ganz unten im Schulgebäude lagen Räume, in denen einige Dänen ihre Arbeit als Hausmeister, Gärtner oder Elektriker machten und erledigten, was im Haus auch immer anfiel. Die Männer brachten damals ihr Vesper mit, wie wir es auch heute tun. Die Dänen machten dabei ein gutes Smørrebrød, auf das sie wunderbare Sachen legten, etwa Wurst, Käse, Salatblätter, Eier, Gurken und was man sich an Köstlichkeiten denken konnte. Die Smørrebrøde waren groß wie ein Sandwich und mindestens drei Zentimeter dick.

Eines Tages ging ich die Treppe hinunter. Unten war es mächtig laut, und ich wollte sehen, was dort los war. Ich entdeckte vielleicht acht oder zehn Kinder, die sich alle hin zu einer Türe drängten. Nun ging die Türe auf - und ein Smørrebrød wurde herausgereicht, und der Junge, der den besten Platz ergattert hatte, nahm es und zog mit seiner Beute ab. Dann öffnete sich die Türe wieder und wieder - und immer bekam der Bestplazierte ein Brot. Auf diese Weise ging es ein paar Mal, bis ein Däne herauskam.

(...) eingeteilt werden sollte, zu meiner Mutter, dass es ihr ganz egal sei, in welchen Ort sie komme – und Ostelsheim war mit dem Zug zu erreichen. Die beiden Frauen gingen also ins Büro der Leitung, um die Unterkünfte zu tauschen. Und tatsächlich, alles wurde geregelt, und die Reinfandts kamen nach Ostelsheim.

Es war November 1948, und es waren 43 Monate vergangen, seit wir Kahlbude verlassen hatten. Meine Mutter war damals neununddreißig Jahre alt; ich war dreizehn, Sieglinge acht und Gisela sechs.

In unserer neuen Heimat wurden wir in ein schönes Haus eingewiesen, in dem eine Familie Gehring lebte. Wir konnten ein Zimmer im ersten Stock bewohnen, und unser Klo lag direkt unter dem Dach. Wir waren trotzdem zufrieden. Schließlich gab es damals eine große Wohnungsnot: Die Städte lagen teilweise noch in Trümmern, und auch auf dem Land waren die Wohnungen klein und eng, und es war nicht wie heute selbstverständlich, dass jedes Kind ein eigenes Zimmer beziehen konnte. Und Badezimmer, wie wir sie heute haben, gab es schon gar nicht. Als wir vier und etwa neun Millionen andere Flüchtlinge ins Nachkriegsdeutschland kamen, mussten alle zusammenrücken. Für viele Einheimische brachte es Opfer mit sich, als sie Platz machen mussten, wo es nur ging.

Wir waren jedenfalls genügsam. In unserem Zimmer mit den zwei Betten, der Couch, dem Schrank, dem Tisch mit den Stühlen und der Kommode, auf der zwei elektrische Kochplatten standen, haben wir uns recht wohl gefühlt. Endlich waren wir frei! Wir konnten gehen, wohin wir wollten, und nirgends erblickten wir einen Stacheldrahtzaun – endlich frei.

Nun fuhr ich täglich mit dem Zug nach Calw ins Gymnasium. Sieglinde und Gisela gingen in Ostelsheim in die Schule. Wir fanden bald Freundinnen, und die eine oder andere brachten wir auch nach Hause mit, trotz der kleinen Einzimmerwohnung. Bei Mutti war jede willkommen. Heute noch erzählt Sieglindes Freundin Doris, wie gerne sie zu uns kam, wo Mutti immer „so nette Sächle“, etwa Karamellbonbons, hergerichtet hatte.

Wir waren dabei nicht die einzigen Flüchtlinge, die nach Ostelsheim kamen, und die Namen der neuen Familien geisterten durchs Dorf. Als wir wohl kaum zwei Wochen in Ostelsheim waren, erzählte unsere Hauswirtin Frau Gehring, dass wieder eine Familie zugezogen sei. Die Dannats, sagte sie, wohnten gleich in der Nachbarschaft. „Oh, die kenne ich!“, rief ich und lief gleich hin. Und tatsächlich, ich traf Reinhilde Dannat an, die ich in Dänemark im Lager „Arhus“ kennen gelernt hatte. Fortan gingen wir beide in die gleiche Schule nach Calw und wurden auch zusammen konfirmiert. Beide blieben wir danach in Ostelsheim, und heute noch sehen wir uns, wenn wir gemeinsame Jahrgangswanderungen und Jahrgangsausflüge unternehmen.

Als wir unser Leben in Ostelsheim einrichteten, musste meine Mutter vor allem zwei Hindernisse meistern: Zum einen war das Geld knapp. Wir hatten keinen Ernährer, der zur Arbeit gehen konnte. Es hing allein an Mutti, uns vier zu versorgen. Sie erhielt monatlich vom Sozialamt einen bestimmten Betrag, aber der war nicht hoch. Mir gab sie manchmal die letzte Mark aus ihrem Portemonnaie, wenn ich Hefte, Bücher oder Fahrgeld brauchte. Um etwas zu verdienen, (...)

Credo

An dieser Stelle werde ich aufhören, meine Geschichte weiter zu erzählen. Ich könnte leicht noch ein zweites Büchlein schreiben – aber es würde von einem anderen Leben handeln.

Heute bin ich siebenzig Jahre alt und wohne mit meinem Mann Hans Ehrenfeld in Ostelsheim. Wir haben eine große Familie mit vier Kindern, vier Schwiegerkindern und zwölf Enkeln, auf die ich mächtig stolz bin. Ich lebe ein glückliches und zufriedenes Leben in einem Ort, der mir wirklich zu einer echten zweiten Heimat geworden ist. Ich wohne gerne in diesem Dörfchen, und immer, wenn wir vom Urlaub oder einem Ausflug nach Hause kommen und ich von weitem den Kirchturm, die Hausdächer und die schöne Landschaft sehe, bekomme ich heimatliche Gefühle - und freue mich auf daheim.

Wenn ich dann zurückschauen und darüber nachdenke, weiß ich, dass mein Leben oft in Gefahr war: Angefangen bei meiner schweren Geburt über die Zeit des Kriegs bis hin zu unserer abenteuerlichen Flucht. Als die Bomben fielen und die Geschosse um uns einschlugen, als der Blindgänger unser Schiff traf und das Zunglück unsere Fahrt nach Deutschland überschattete, standen wir stets nahe am Abgrund. Dass wir heil in einem neuen Leben angekommen sind war kein Selbstverständnis.

War es Schicksal? War es Fügung? Ich sage immer wieder: Mit Gottes Hilfe sind wir der Kriegshölle entronnen. Er war bei uns, als wir Todesangst hatten. Und er hat uns sicher auf unseren Weg geführt - daran glaube ich.



Helga und ihr Mann Hans.

Nie wieder Krieg! Diese Erkenntnis habe ich aus Kahlbude nach Ostelsheim mitgebracht. Was meine Mutter als junge Frau mitmachen musste wünsche ich niemandem. Ich hoffe deswegen, dass meine Kinder, Enkelkinder und alle unsere Nachfahren niemals einen Krieg erleben werden. Geht mein Wunsch in Erfüllung, ist dieses Buch nicht umsonst geschrieben worden.

Sie sind interessiert am Rest der Geschichte und möchten das ganze Buch lesen?

Bestellen Sie jetzt Ihr persönliches Exemplar von „Flucht in eine zweite Heimat“ für nur 10 Euro inklusive Versand.